

# Die totgeschwiegenen Geschichten

## Warum der Kampf für einen indigenen Film gerade von Frauen gewonnen wurde: Die Sektion »NATIVE«

Grit Lemke

»If she can see it, she can be it« ist das alte Motto des feministischen Films. Über die (Un)Sichtbarkeit von Frauen auf den Leinwänden ist viel geschrieben worden, ein Umdenken auch auf der Berlinale allenthalben spürbar. Es geht darum, dass es in einer komplett medial geformten Welt schwer bis unmöglich ist, eine eigene Identität zu entwickeln, wenn es für diese keine Bilder gibt und die eigene Geschichte nicht erzählt wird. Dies betrifft auch indigene Völker. Die Sektion »NATIVE«, mittlerweile ein Treffpunkt von deren internationaler Filmszene, zeigt in diesem Jahr mit einem Fokus auf der Pazifikregion, warum ihre Geschichten zusammengehören: Es geht um indigene Frauen und ihren maßgeblichen Beitrag dazu, dass es heute überhaupt so etwas wie den indigenen Film gibt.

Interessanterweise sind es in zwei zentralen Arbeiten die Kinder der Pionierinnen, die das Werk ihrer Mütter erforschen und hinterfragen. Hepi Mita benennt im Untertitel der Ode an seine Mutter, worum es geht: »Merata: How Mum Decolonised the Screen«. Die 2010 verstorbene Maori Merata Mita war eine Art Ikone, die neben wichtigen Dokumentarfilmen als erste indigene Frau überhaupt einen Spielfilm drehte. Sie machte auf Unterdrückung und Gewalt gegen ihr Volk aufmerksam, erlangte Einfluss bis nach Hollywood, wirkte als Mentorin und Vorbild für nachfolgende indigene Filmschaffende – und zog nebenbei allein und unter größten Problemen eine ganze Kinderschar groß. Im Rückgriff auf das riesige Archiv der Mutter und in Gesprächen mit den älteren Geschwistern gelingt es ihrem jüngsten Sohn – trotz deutlich US-amerikanischer Machart mit viel überflüssiger Musik – auf eindrucksvolle Weise, den Zusammenhang von häuslicher, struktureller und staatlicher Gewalt, von persönlicher und gesellschaftlicher Befreiung zu zeigen. Und warum es eben kein Zufall war, dass dieser Kampf so mutig gerade von Frauen geführt wurde. Der Preis dafür aber war hoch – und Hepi Mita beweist ebenfalls Mut, wenn er benennt, dass er – damals unfreiwillig – auch von den Kindern und Familien gezahlt wurde. Eine sehr universelle Frage.

Auch die heute hochbetagte Aborigine Freda Glynn hat eine Medienlandschaft umgekrempelt. Statt, wie für ihre Generation vorherbestimmt, in Haushalten weißer Australier zu dienen, kämpfte sie für die Sprache und Kultur ihres Volkes, gründete eine Radiostation, später einen Fernsehsender und schließlich die Central Australian Aboriginal Media Association. Sie hat fünf Kinder allein großgezogen und Generationen indigener Filmschaffender ausgebildet, begleitet und inspiriert. Mit ihrer Tochter Erica begibt sie sich auf die Reise in ihre Vergangenheit und die ihres Volkes. Es wird nachvollziehbar, wie schmerzhaft es ist, immer als minderwertig, dumm und dreckig betrachtet zu werden, und welche Kraft es kostet, nicht nur die eigene Wahrnehmung, sondern auch die einer ganzen Gesellschaft zu ändern. Viel hat das alles mit »Untold stories« zu tun wie der bis heute totgeschwiegenen Geschichte von Fredas Großmutter, die bei einem (ungesühnten) Massaker an Aborigines ermordet wurde. Im

Gegensatz zu »Merata« ist hier nicht einmal ein persönlicher Kommentar nötig, um Emotionen zu erzeugen, der Film beobachtet und erzählt sensibel und genau.

Ähnliche Erfahrungen machen alle indigenen Völker, auch die Sorben in Deutschland, die weder über eine eigene Filminstitution noch über Fördermittel dafür verfügen und deren Sprachunterricht in Brandenburg gerade wieder einmal in Frage gestellt wurde. Es braucht mutige Frauen, um das zu ändern.

»Merata: How Mum Decolonised the Screen«, Regie: Hēpi Mita, Neuseeland 2018, 87 min

»She Who Must Be Loved«, Regie: Erica Glynn, Australien 2018, 90 min

<https://www.jungewelt.de/artikel/349282.berlinale-die-totgeschwiegenen-geschichten.html>